

„Die Zukunft beginnt mit erinnern.“

Die Kultur- und Literaturwissenschaftlerin *Aleida Assmann* über den Zusammenhang von Medien und der Vermittlung von Geschichte. *Von Susanne Wegner*

Die Darstellung und Thematisierung von Gedenktagen historischer Ereignisse sind fest in den Alltag der Massenmedien integriert. Wie ist der Zusammenhang zwischen Medien und der Vermittlung von Geschichte zu erklären, warum ist er wichtig und wie verändert sich dieser in Zeiten der Corona-Pandemie? Zu diesen Fragen nimmt Aleida Assmann Stellung. Die mittlerweile emeritierte deutsche Literatur- und Kulturwissenschaftlerin verfolgt seit den 1980er Jahren die Entwicklungen der deutschen Erinnerungskultur und gilt gemeinsam mit ihrem Mann Jan Assmann als Begründerin des Konzept des „kulturellen Gedächtnisses“.

*Prof. (em.) Dr. Dr. h.c.
Aleida Assmann
ist Professorin für
englische Literatur
und Allgemeine
Literaturwissenschaft
an der Universität
Konstanz.*

*Dr. des Susanne
Wegner ist Wissen-
schaftliche Mitarbei-
terin am Studiengang
Journalistik der Ka-
tholischen Universität
Eichstätt-Ingolstadt
und Redakteurin
von Communicatio
Socialis.*

Frau Assmann, 2020 ist das Jahr großer Erinnerungsjubiläen wie das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 75 Jahren oder der 30. Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung. Warum ist die Erinnerung an historische Ereignisse wie diese für Menschen in der Gegenwart so wichtig?

ASSMANN: Gedenktage, auch wenn sie von nichts anderem diktiert sind als von der Wiederkehr einer Null, sind weit mehr als ein leerer Ritus, sondern haben Funktionen und erfüllen Bedürfnisse. Mit ihnen versichert sich eine Gesellschaft der zentralen Schlüsselereignisse und bleibenden Impulse ihrer Geschichte. Sie bilden einen Rahmen für Wir-Inszenierungen, sie bieten Anlässe für persönliche Teilhabe und schaffen Anstöße für Debatten und Reflexionen, die das Geschichtsbewusstsein der Gesellschaft aktualisieren und synchronisieren. Sie haben also sowohl ein gemeinschaftsstiftendes als auch ein kritisches Potential. Dabei besteht natürlich ein großer Unterschied zwischen positiven Schlüsselereignissen wie der Öffnung der Mauer am 9. November 1989 einerseits und traumatischen Ereignis-

sen wie dem 9. November 1938 oder dem 9. Oktober 2019, dem Tag des Anschlags auf die Synagoge in Halle andererseits.

Der 8. Mai ist komplex und hat eine eigene Geschichte hinter sich. Er wurde im Osten des geteilten Deutschlands regelmäßig als Tag des Sieges der Roten Armee begangen, während Willy Brandt, der 1970 den Tag feiern wollte, noch entgegengehalten wurde: „Schuld und Schande verdienen keine Feier.“ Inzwischen wird das Ende des Zweiten Weltkriegs allgemein als tiefer historischer Einschnitt anerkannt, der die Voraussetzungen für die Gründung der EU geschaffen hat. Dennoch ist der 8. Mai noch nicht zu einem gemeineuropäischen Feiertag geworden, wofür sich zum Beispiel die Holocaust-Überlebende Esther Bejerano einsetzt.

Auch 30 Jahre nach der Wiedervereinigung haben wir an diesem Feiertag erleben können, dass Erinnerungsjubiläen keine Selbstläufer sind, sondern die jeweils aktuelle politische Konstellation entscheidet, was jeweils aus der Vergangenheit zurückgeholt wird und wie es interpretiert wird. In dieser Wandelbarkeit unterstreichen Gedenktage und Jubiläen den offenen Deutungshorizont der Geschichte.



Aleida Assmann

(Bild: Uni Konstanz)

Welche Rolle spielen Medien bei der Vermittlung von Vergangenheit? Wie definieren Sie dabei den Begriff der Medien? Oder anders ausgedrückt: Was alles kann ein Medium für Erinnerung sein?

Die Rolle, die die Medien bei der Vermittlung von Vergangenheit spielen, wird uns sofort bewusst, wenn wir sie uns einmal wegdenken. Zu diesem Gedankenexperiment kann uns ein Satz des malischen Schriftstellers und Ethnologen Amadou Hampâté Bâ verhelfen, den er 1960 vor der

Unesco ausgesprochen hat: „Mit jedem Greis, der in Afrika stirbt, verbrennt eine Bibliothek.“ Damit brachte er der Weltöffentlichkeit schlagartig den prekären Status sogenannter „Gedächtniskulturen“ zu Bewusstsein, die sich eben nicht auf dauerhafte Institutionen wie Denkmäler, Traditionen, Museen und Archive stützen können, weil sie allein im Vortrag, der Performanz und der Wiederholung ihr kulturelles Erbe sichern. Dieses Erbe, ohne die Stütze von Schrift und Buch von Generation zu Generation weiterzugeben, ist eine extrem aufwendige Praxis, die ganz besondere Übung, Fertigkeiten und Vermittler erfordert.

*Die Rolle der Medien
bei der Vermittlung von Vergangenheit
wird am Beispiel von Denkmälern
besonders klar.*

Was man dagegen schwarz auf weiß besitzt oder digital abgespeichert hat, das kann man getrost nach Hause tragen. Das ist aber nur die eine Seite der Medaille, weil Wiederholung, Relektüre, Aktualisierung und Erneuerung – hier kommt die Dimension der Performanz ins Spiel – für die Erinnerung nicht weniger wichtig sind. Deshalb unterscheide ich bei den Medien

zwischen Sicherungsformen der Dauer und Sicherungsformen der Wiederholung. Was nur konserviert wird und nicht auch aktive oder passive Teilhabe einschließt, existiert im Speicher, aber noch nicht im Gedächtnis. Unsere Speicher sind mit der Zeit immer größer

geworden, aber unser Gedächtnis, das individuelle wie das gemeinsame, können wir nicht outsourcen. Es muss gespeist, genährt und regelmäßig wieder aufgeladen werden.

Das kulturelle Gedächtnis ist wie das individuelle Gedächtnis auf externe Anstöße oder „trigger“ angewiesen. Was in Museen, Archiven und Bibliotheken dauerhaft gespeichert ist, das muss zu bestimmten Gelegenheiten getriggert, sprich: immer wieder gelesen, ausgestellt, aufgeführt, inszeniert, kurz: reaktiviert werden. So wie es Denkmäler im Raum gibt, gibt es deshalb auch „Denkmäler in der Zeit“, wie ich die Jubiläen, Jahrestage und Festspiele nenne. Von dem, was dauerhaft gespeichert ist und in eine immer größere zeitliche Ferne rückt, bringen sie periodisch etwas zurück und einer allgemeinen Öffentlichkeit dabei wieder zu Bewusstsein. Es ist müßig, diese beiden Modi gegeneinander auszuspielen, denn sie sind komplementär aufeinander angewiesen. Akte der Wiederholung sind zugleich Formen der Auffrischung und Erneuerung des Erinnernten: das gilt für das Individuum ebenso wie für die Kultur.

Besonders klar wird das am Beispiel von Denkmälern. Denkmäler sind niemals vollständige Einheiten in sich selbst. Ihre materielle Form ist nur die eine Hälfte der Medaille, die andere Hälfte besteht aus einer Reihe immaterieller kultureller Praktiken, die am Denkmal durchgeführt werden wie seine Einweihung, wiederholte Feierlichkeiten zu Gedenkterminen, politische Debatten, aber auch materielle Angriffe und Veränderungen. Mit Reden, Musik und Blumen ebenso wie durch Schmäh- und Schändungsakte können Denkmäler die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen und dabei von einem Moment zum anderen wiederbelebt oder in Vergessenheit zurückgestoßen werden. Trotz aller Monumentalität ihrer Form verlieren Denkmäler unweigerlich ihre Fähigkeit, Aufmerksam-

keit zu erregen. Selten sind ihre Kontexte so stabil wie das Material, aus dem sie gefertigt sind. Politische Kontexte ändern sich ständig und manchmal tun sie es abrupt. Aber auch durch die Umgestaltung von Denkmälern und künstlerische Interventionen wird im Stadtraum Aufmerksamkeit erregt. In umgekehrter Richtung zum Historisch-Werden von Denkmälern verläuft der Energiestrom der Kontroversen, wodurch sie wieder aufgeladen werden. Dann stehen sie wieder im Rampenlicht der zeitgenössischen Aufmerksamkeit und werden zum Mittelpunkt einer öffentlichen Debatte. Kontroversen, Provokationen und öffentliche Debatten mobilisieren starke Emotionen, denn die Neudefinition von Denkmälern ist ein wesentlicher Weg, das Selbstverständnis einer Stadt zu verändern. Alte Symbole in Frage zu stellen ist ein wirksames Mittel, um die Vergangenheit der Stadt neu zu verhandeln und ihre Zukunft zu entwerfen. Denkmäler sind weder stabile Relikte aus der Vergangenheit noch Ornamente der Gegenwart. Im Gegenteil sind sie ein Anstoß dafür, dass eine Stadt immer wieder neu über die Vergangenheit und Zukunft entscheidet. Sie sind Medien der Förderung eines öffentlichen Bewusstseins, mit ihrer Hilfe können und müssen die Bürgerinnen und Bürger ihre Geschichte, ihr Selbstbild und ihre Werte immer wieder neu verhandeln. Denn es ist nicht selten der Ort und die Gestalt eines Denkmals, das diesen Prozess der Selbstreflexion in Gang bringt und zum sichtbaren Zeichen des Wandels wird.

*Denkmäler sind Medien der Förderung
eines öffentlichen Bewusstseins,
mit ihrer Hilfe können Bürger_innen
Geschichte immer wieder neu verhandeln.*

Sie und Ihr Mann haben einmal geschrieben, dass Medien „den Radius der Zeitgenossenschaft“ erweitern. Können Sie das genauer erläutern?

Die russischen Kultur-Semiotiker Jurij Lotman und Boris Uspenskij haben Kulturen einmal als „das nicht vererbte Gedächtnis eines Kollektivs“ definiert. An die Stelle des lebensrelevanten Wissens, das sich die Tiere mit den Genen weitergeben, tritt bei den Menschen die Kultur und ihre Medien. Sie ist ein Langzeitprojekt, das die einzelnen in ein Kontinuum des Aufführens, Lernens, Speicherns und Weitergebens versetzt und in einem großen Horizont einschließt. Den Radius der Zeitgenossenschaft bestimmt zunächst die biologische Generation unseres Jahrgangs, mit dem wir besonders verbunden sind, weil wir mit diesen Menschen bestimmte historische Schlüsselerfahrungen teilen. Martin Walser hat mit Blick auf die Kriegsgeneration, der er als Flakhelfer selbst angehörte, einmal gesagt: „Wer

ein Jahr jünger ist, hat keine Ahnung!“ Durch die Wahl signifikanter Anderer, und das können Autoren und Bücher, Lehren, literarische oder religiöse Texte sein, können wir auf der Basis dieser Medien lebendige Impulse, Erfahrungen und enge Beziehungen der Vertrautheit in einem weiteren Horizont aufbauen. Menschen sind nicht nur von ihrer Zeit; sie können sich ihre Vorbilder und Inspirationen in anderen Epochen suchen – das ist die große Chance der Freiheit und individueller Entdeckungen.

Trotz der zahlreichen Jubiläen und Gedenktage in diesem Jahr kursierten in den Medien vor allem Bilder verwaister Gedenkstätten. Nur vereinzelt gab es Kranzniederlegungen von Politikern o. ä., weil keine Großveranstaltungen möglich waren. Inwieweit verändert sich die Funktion von Medien im Kontext Erinnerung in Zeiten von Corona?

Die Erfahrung von Corona hat uns genau diesen Gegensatz und Zusammenhang zwischen der materiellen Seite des Denkmals bzw. des historischen Orts oder der Gedenkstätte einerseits und der Begehung, Inszenierung und Belebung andererseits zu Bewusstsein gebracht. Es war ein gespenstischer

Eindruck, im Fernsehen mitzuerleben, wie ein einsamer Papst auf dem leeren und regennassen Petersplatz an Ostern die Heilige Messe zelebrierte. Solche Bilder hätte man sich in der kühnsten Phantasie nicht vorstellen können! Ähnlich gespenstisch habe ich allerdings

Im Zoom-Maßstab brachten alle Veteranen die Privatheit der Wohnung in die öffentliche Gedenksphäre ein.

auch die Bilder aus Minsk empfunden, wo Präsident Lukaschenko ohne Rücksicht auf alle Coronaverluste sein schweres Kriegsgewehr zur Feier des 8. Mai durch die Straßen fahren ließ und diese eng gedrängt wie beim Nürnberger Parteitag von jubelnden Menschenmassen gesäumt waren.

Andererseits bot die derzeitige Situation Möglichkeiten, die zuvor nie angedacht wurden, wie Online-Gedenken mit Zeitzeugen verschiedener Alliierten, die nun über Zoom ihre Erinnerungen „teilen“. Halten solche interkulturellen Austauschmöglichkeiten für die Veteranen aber auch für das Publikum nicht neue Perspektiven auf Geschehenes für die Beteiligten bereit? Auch im Sinne Susan Sontags, also der moralischen Verpflichtung das Leiden anderer zu betrachten?

Das Online-Gedenken mit den Zeitzeug_innen des Holocaust und der Alliierten war sehr bewegend, weil in diesem Fall alle solidarisch im Lockdown und Zustand der Bewegungslosigkeit sich als gefährdete Menschen begegneten. Das Menschliche

trat auch deshalb hervor, weil im Zoom-Maßstab alle Veteranen mit ihrem individuellen Gehäuse in Verbindung blieben und sie die Privatheit der Wohnung in die öffentliche Gedenksphäre mit einbrachten.

Die Frage der medialen Vermittlung von Zeitzeug_innen und ihre ethischen Implikationen ist hoch aktuell. Das wurde mir gerade bei einer technischen Innovation im Rahmen der Sicherung von Holocaust-Zeugnissen bewusst. Die Überlebenden des Holocaust hatten ja besonders in drei Bereichen eine wichtige Rolle gespielt: in den Schulen und in der Bildungsarbeit, in den Gedenkstätten und in Gedenkveranstaltungen. Die Präsenz dieser authentischen und unverwechselbar individuellen Stimmen wird uns in sehr absehbarer Zeit in diesen öffentlichen Kontexten sehr fehlen, denn mit ihnen verschwindet unwiederbringlich das Moment der verkörperten Erfahrung und Emotion durch die konkrete biographische Innensicht auf die Erschütterung des historischen Traumas des Holocaust.

Noch ist nicht absehbar, wie der riesige Bestand an Videoerzeugnissen gewürdigt und in den Gebrauch und in die Kommunikation zurückgebracht werden kann.

Auf dieses herannahende Ende hat man sich technisch aber schon lange vorbereitet. Seit den 1990er Jahren, dem Jahrzehnt, das Annette Wieviorka „das Jahrzehnt der Zeitzeugen“ genannt hat, wurden in den USA und an anderen Orten der Welt die Stimmen, Gesichter und Geschichten von Überlebenden des Holocaust eingesammelt. Steven Spielberg, der 1995 die *Shoah Foundation* gründete und solche Zeugnisse in großer Zahl produzierte, berichtete stolz: „Wir haben mehr als 50 000 Zeitzeugenberichte in 31 Sprachen aus 57 Ländern gesammelt. Das ergibt 14 Jahre Spielzeit, genug Videobänder, um den Erdball damit zu umwickeln (Spielberg zitiert nach: Lappin 2000, S. 5).“ Die VHS-Kassetten, die diese Zeugnisse für die Nachwelt sichern sollten, waren jedoch bald antiquiert und müssen nun Band für Band aufwendig digitalisiert werden. Die technische Innovation ist aber nur das eine Problem. Das andere ist, dass noch nicht absehbar ist, wie dieser riesige Bestand an Videoerzeugnissen gewürdigt und in den Gebrauch und in die Kommunikation zurückgebracht werden kann. Denn Informationen, die in einem Archiv vorhanden sind, sind damit noch nicht unbedingt auch zur Hand.

In der *Shoah Foundation* an der Universität von Südkalifornien setzt man inzwischen auf eine neue Technik. Dort wird seit 2012 an einem neuen Speicherformat gearbeitet, das eine dauerhafte Interaktion mit Zeitzeug_innen im Klassenzimmer

ermöglichen soll. Karen Jungblut, die dieses Projekt seit Jahren betreut und Sanna Stegmeier, die die deutsche Fassung des digitalen Zeugnisses mit einer wissenschaftlichen Studie begleitet, boten mir eine digitale Probevorführung mit der digitalen Erscheinung von Anita Lasker Walfisch auf einer Onlineplattform an. Nach einigen englischsprachigen Vorgängern ist sie die erste Holocaustzeugin, die ihre Interviews in deutscher Sprache aufgenommen hat.

Dieses Beispiel zeigt also, dass die Frage nach Erinnerung und Gedächtnis auch eine Frage von Medienethik ist?

Es ist erstaunlich, wie uns Geschichte immer wieder einholt, wie wir sie nicht loswerden, was sie mit uns macht, was wir mit ihr machen.

Manche sehen hier ein ethisches Problem; sie finden das technische Surrogat für den lebendigen Menschen geisterhaft und geschmacklos. Ich muss jedoch sagen, dass ich sehr beeindruckt war von dieser enormen Leistung der Kooperation zwischen der 95-jährigen Überlebenden und dem technischen Team in Berlin. Das bewegte Bild von Frau Lasker Walfisch, das ich vor mir auf dem Bildschirm hatte, hat meine durchaus unüblichen Fragen mit einer erstaunlichen Ausführlichkeit und persönlichen Prägnanz beantwortet, und das, sowohl was Stimme, Physiognomie und Ausdruck anging. Mit anderen Worten: Ich war sehr beeindruckt sowohl von der technischen Leistung des Teams, als auch von den Worten, die durch diese Installation hindurchdrangen. Ich kann mir deshalb vorstellen, dass dieser aufwendige interaktive Informationsspeicher auch auf Schülerinnen und Schülern seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Das Forschungsfeld zu Erinnerung und Gedächtnis ist kaum mehr zu überblicken, sämtliche wissenschaftlichen Disziplinen beschäftigen sich damit. Die Rolle der Medien bei der Konstruktion von Erinnerung wird dabei aber häufig vernachlässigt. Was würden Sie Forscher_innen sagen: Warum sollten sie sich stärker mit diesem Thema beschäftigen? Und welche Aspekte sollten aus Ihrer Sicht noch genauer untersucht werden?

Dazu fallen mir zwei Sätze ein. Der erste lautet: *History Matters*. Es ist erstaunlich, wie uns die Geschichte immer wieder einholt, wie wir sie nicht loswerden, was sie mit uns macht, was wir mit ihr machen. Wir machen sie uns zurecht und trimmen sie für unsere Wünsche und Ziele, aber sie steht auch immer wieder vor uns und fordert uns zur Rechenschaft. All das sind Fragen, die auf uns einstürzen, wenn wir über Erinnerung nachdenken. Erinnerung ist schwer zu begrenzen, man muss von

einer Disziplin zu anderen übergehen. Geschichte geht mit Erinnerung schwanger. Das könnte James Baldwin gemeint haben, als er schrieb: „Geschichte – was niemand zu wissen scheint – ist nicht nur etwas zum Lesen. Und sie bezieht sich auch nicht vorrangig auf die Vergangenheit. Im Gegenteil: Die große Kraft der Geschichte rührt von der Tatsache her, dass wir sie in uns tragen.“

Mein zweiter Satz lautet: Die Zukunft beginnt mit erinnern. Wer glaubt, dass Geschichte so einfach vergeht, nur weil sie vorüber ist, irrt. Sie hat viele Formen, mit denen sie in die Gegenwart zurückkehrt. Wir kommen nicht ohne sie aus, und wir kommen nicht von ihr los. Wenn wir frei werden wollen von ihrem Zwang, müssen wir zu ihr zurückkehren und ihr ins Auge sehen.

Literatur

Lappin, Elena (2000): *Der Mann mit zwei Köpfen*. Zürich.